

des Kindes sah, wagte sie nicht, sich anzuvertrauen.

Es war ein trübes Frühjahr. Der Regen fiel tagelang in Strömen, der Eisgang nahm fürchterliche Stärke an. Eines Tages verbreitete sich das Gerücht, ein Damm oberhalb der Stadt sei in Gefahr, allen Häusern am Fluß drohe der Untergang. Mit dieser Nachricht kam Edith zu Eiswalds. Man beachtete ihre Aufregung kaum, wie denn überhaupt auf diese Familie nichts einen außergewöhnlichen Eindruck zu machen schien. — Nach Tisch wurde weiterhin Gleichgültiges besprochen. Schließlich blieb Edith bei der jüngsten Schwester allein in einer Konversation über Jakkett-Fassons sitzen. Es litt sie nicht länger, sie wollte weg . . . Da stellte es sich heraus, daß sie mit ihrer Schwägerin in der leeren Wohnung eingesperrt war. Bei Eiswalds war das nichts Ungewöhnliches. Alle gingen gern und oft aus, Abschied wurde nicht genommen, die Frage der Schlüssel ge- dieh zwar häufig genug zur Diskussion, aber nie zur Regelung; so kam es denn nicht selten zu derartigen kleinen Unliebsamkeiten . . . Edith aber, von dem Zustand der letzten Tage krankhaft überreizt, rüttelte am Schloß. In ihrer Wut fiel ihr ein, der Dammbruch könne im nächsten Moment erfolgen, sei vielleicht schon erfolgt, und sofort würden die Fluten das Haus, in dem sie hilflos gefangen saß, wegspülen. Es lag ja am Fluß, auch die Fabrik grenzte an den Kai. Es war ein Sonntag. Oh, gewiß hatte niemand von diesen Schlendrianen daran gedacht, die Fabrik, das Gut der Familie zu sichern. Waren die Pumpen aufgestellt? Kümmerte man sich um die Feuerwehr? O nichts, gar nichts geschah. In rücksichtsloser Weise lieferte man sie selbst in den Tod. Und gegenüber diesen Sorglosen, die ihre Besuche wie an jedem andern Sonntag machten, erhob sich nun ihre ganze auf Vorsorge und Verpflichtung gegründete Seele. Wie anders hätte sie, hätte ihr unglücklicher Vater in einem solchen Falle ge-

handelt. Nein, die Kluft war unüberbrückbar. Und nun hatte man sie noch eingesperrt, ihrer Freiheit beraubt! . . . Sie öffnete das Fenster und schrie, ihrer Schwägerin zum Trotz, die den Skandal befürchtete, so lange auf die Gasse hinunter, bis trotz des Gußregens eine Menschenmasse sich ansammelte und Polizei die Türen erbrach. Dann lief sie ohne Erklärung hinaus, nahm einen Wagen. Oh, nicht nach Hause, wo man sie nicht verstand, nicht zu Heinz, der in seiner mysteriösen schweigenden Art schon während des Mittagessens aufgestanden und weggegangen war, — in die weite Welt hinaus mußte sie, mit bebendem Herzen, ohne Obdach, auf gut Glück, nur um diesem unleidlichen schiefen Verhältnis für immer zu entgehen.

Wie sie nun aber so allein im dunkeln Wagen durch die vom Regen verdüsterten Gassen rollte, stieg in ihr der Wunsch auf, wenigstens noch einmal, zum Abschied, diese Gartenstadt zu sehen, von der sie so viel gehört hatte. Sie ließ am Bahnhof halten, stieg in einen Vorortzug, lief dann noch eine Stunde weit auf der durchweichten Chaussee. Endlich wurde sie zur Kolonie hingewiesen . . . Hier nun begann sofort ihre Ueberraschung. Nach Heinzens Angaben hatte sie sich einen kleinen, nicht nennenswerten Versuch vorgestellt. Nun fand sie weit und breit ein riesiges Waldgebiet mit Schonung der alten Forstbestände, von saubern Straßen durchzogen, an denen in großen Abständen hübsche Einfamilienhäuser standen. Trotz des Regens und der anbrechenden Dunkelheit konnte sie den Umfang der frischen Siedlung daran messen, daß es schon eine Bank, ein Theater, ein Bad, eine Turnhalle hier gab, natürlich all dies zwischen breiten Wiesen und Hainen, nicht an einem Platz zusammengepfercht . . . Schon hundert und mehr Familien mußten hier einem gesünderen Leben zurückgegeben sein. Oh, hier war gar nichts leichtsinnig, hier herrschte eine